Der Puppenspieler.

Kriminal-Roman von Karl Rosner.

(1. Fortsetzung.)

„Nun aber hören Sie, was dieses Morgenblatt damals auf Grund seiner polizeilichen Informationen zu sagen wußte."

Und er nahm wieder einen kleinen Schluck aus seinem Glase, setzte die Cigarre, die zu erlöschen drohte, durch ein paar paffende Züge besser in Brand und begann zu lesen:

„Zum Diebstahl in der Stephanskirche."

„In der Nacht von Donnerstag auf den Freitag ist, wie wir unserern Lesern schon im gestrigen Abendblatte mit wenigen Worten melden konnten, ein Diebstahl verübt worden, der in Bezug auf Kaltblütigkeit und Verwegenheit des Verbrechers seinesgleichen sucht, und der wiederum ein Zeugniß dafür ist, daß gerade in der jüngsten Zeit der Respekt der hauptstädtischen Verbrecherwelt vor dem öffentlichen Sicherheitswesen bedenklich gelockert zu haben scheint. — Der Gauner hat, wie nunmehr auf Grund der sofort eingeleiteten Erhebungen ersichtlich ist, den Umstand, daß die Stephanskirche gleich den anderen Wiener Kirchen Nachts nicht bewacht wird, dazu benutzt, sich Abends in die Kirche einschließen zu lassen, um da sein Verbrechen während der Nacht auszuführen. Der Dieb hat ein über dem Hochaltar angebrachtes Marienbild von altehrwürdigem Kunstwerth, ein Bild, dem der fromme Glaube wunderthätige Wirkung zusagt, und das derDank der Frommen mit Edelsteinen im Werthe von vielen Tausenden von Gulden geschmückt hatte, seines Schmuckes beraubt. Es handelt sich um die sogenannte „Maria von Pötsch", ein Votivbild, das im Jahre 1676 von einem ungarischen Maler nach byzantinischem Vorbilde geschaffen worden war, und das der Volksmund wegen der tiefen Nachdunkelung der Farbentöne „die schwarze Madonna" nannte. Schon im Jahre 1696 zog dieses Bild die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich, als damals gläubige Fromme verkündeten, daß sie gesehen hätten, wie Thränen den Augen der Madonna entströmten. Damals wurde das Bild nach Wien gebracht, und bald darauf von der Kaiserin Eleonore Magdalene Theresia mit einer diamantenen Rose geschmückt. Sie war das erste Schmuckstück des schließlich von einem förmlichen Kranz von Edelsteinen umgebenen Madonnenbildes. — Da es völlig ausgeschlossen ist, daß der Dieb Nachts in die mit schweren Schlössern verwahrte Kirche hätte gelangen können, ist es zweifellos, daß er sich vor Schließung der Thore, also vor sieben Uhr Abends, in das Gotteshaus eingeschlichen hat. Wie allabendlich, ist die Kirche auch vorgestern vor Schluß der Thore von mehreren Kirchendienern in allen Winkeln und Ecken sorgfältig durchsucht worden, ohne daß jedoch etwas Auffälliges bemerkt worden wäre. Der Dieb muß sich also sogleich einen Versteck gewählt haben, der ihn vor Entdeckung bei der erwähnten Durchsuchung der Kirche sicherte. — Das Bild der „Maria von Pötsch", auf dessen kostbaren Schmuck der Kirchenräuber es abgesehen hatte, war sammt den Schmuckstücken zunächst durch ein dünnes Eisengitter gesichert und sammt diesem von einem Spiegelglase überdeckt. Auch über die Art, wie der verwegene Dieb an das Marienbild gelangte, ist nunmehr Klarheit geworden. Er bediente sich hierzu einer Leiter, die zum Anzünden der Gaskandelaber in der Kirche verwendet wird, und die sonst ihren Platz in einer Ecke des rechten Seitenschiffes hat. Beschädigungen an der Schnitzerei des Hochaltares lassen deutlich erkennen, wo der Dieb die Leiter angelehnt hat. Auf ihr stehend, hat er alsdann die Scheibe über dem Marienbilde eingedrückt, und hierbei muß er sich an der Hand ein wenig verletzt haben, denn das Altartuch unten wies mehrere runde, breit aufgespritzte Blutstropfen auf, ebenso zeigten die Scheibenstücke Abdrücke der blutigen Finger. Alsdann zog er, was er von den Edelsteinen und Schmuckstücken erreichen konnte, zwischen dem Stabwerke des Gitters heraus. Es sind hierbei die erwähnte diamantene Rose der Kaiserin Eleonore, mehrere sehr werthvolle Diamant- und Rubinschmuckstücke, Perlenkolliers und verschiedener alter Goldschmuck in die Hände des Räubers gefallen. — Nachdem er seinen Raub ausgeführt hatte, brachte er, allem Anschein nach, die Leiter an ihren Platz zurück und erwartete die Oeffnung der Thore. Diese wurden auch gestern Morgen wie täglich um sechs Uhr aufgethan. Gleich darauf werden die Lichter in der Kirche angezündet, denn schon wenige Minuten nach sechs Uhr liest der Sakristeidirektor die erste Messe vor dem Hochaltare. Diese kurze Spanne Zeit, die zwischen dem Oeffnen der Thore und dem Entzünden der Lichter liegt, muß der Dieb benutzt haben, um unbemerkt zu entkommen. Entdeckt wurde der Diebstahl von dem alten Kirchendiener Nepomuk Lechleitner, der bei der Zurüstung für die erste Messe die Blutflecken auf dem Altartuche und, dadurch aufmerksam geworden, die Glassplitter und die Beschädigung des Altarschmuckes bemerkte. Der Werth der geraubten Schmuckstücke wird mit etwa zwanzigtausend Gulden angegeben. Die Polizeikommissariate sind sofort von dem Vorfalle verständigt worden und entwickeln eine fieberhafte Thätigkeit zur Aufklärung des Falles. Leider ist es aber bis zur Stunde nicht gelungen, des Thäters habhaft zu werden."

Richard Plank hielt ein und blickte dann noch einmal flüchtig über das Zeitungsblatt hin.

„Ja," sagte er dann, „das wäre die Hauptsache. Da folgt dann nur noch eine Mittheilung, daß dem in Rom weilenden Kardinal-Fürsterzbischof Gruscha telegraphisch von dem Vorfall Nachricht gegeben worden sei, und dann eine ausführliche Beschreibung der „Maria von Pötsch", die irgend ein kunstverständiger Journalist aus Anlaß der Aktualität rasch geliefert haben dürfte — eine Beschreibung mit Betrachtungen über byzantinische Kunst sowie geschichtlichen Einschaltungen, Hypothesen über die angebliche Wunderwirkung des Bildes — kurz, mit einem Inhalt, der für den Kriminalisten als solchen bedeutungslos ist."

Und während Richard Plank das Zeitungsblatt nun wieder in seiner umfangreichen Brieftasche verforgte, fuhr er zu sprechen fort:

„Als ich diesen Bericht damals gelesen hatte und dies selbe Blatt, das Sie soeben sahen, dann sinken ließ, war jenes seltsame Gefühl von Interesse, Gehobenheit und Jagdlust in mir, das uns Detektivs wohl stets mit Macht ergreift, wenn wir nach all dem Kleindienst des Alltags, nach all der typischen Gewöhnlichkeit der Dutzendverbrechen, uns einem Falle gegenüber sehen, der eigenartig ist, der Schlauheit und Kaltblütigkeit in der Anlage und Durchführung verräth, kurz, der uns sagt, daß hier ein nicht zu unterschätzender Gegner am Werke war.

„Ein paar Augenblicke lang stritt in mir der Gedanke, ob ich nicht hingehen sollte, um meine Kraft dem Dienste dieser Sache anzubieten, mit meiner Besonnenheit. Aber nur ein paar Augenblicke lang. Dann sagte ich mir, daß seit der Entdeckung des Verbrechens über vierundzwanzig Stunden verflossen waren, daß diese Angelegenheit also wohl längst in den Händen tüchtiger Kollegen lag. Schade...

„Ich wollte an anderes denken, aber die Sache ließ mich doch nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder kehrten meine Gedanken zu dem verwegenen Kirchenräuber zurück, der da nach einem bis ins Kleinste festgelegten Plane exakt und kaltblütig in dunkler Nacht, über den hallenden Grüften heimgegangener Geschlechter, seine Beute aus der Höhe des Altaraufbaues niedergeholt hatte, um dann spurlos, wie er gekommen war, wiederum zu verschwinden.

„Und bei all diesen Gedanken an den kühnen, nervenstarken Gauner wuchs neben meiner Lust, bald mehr von ihm zu wissen, leise ein heimlich stiller Wunsch in mir auf: Wenn der Kerl nur jetzt keine allzu plumpe Dummheit macht! Denn, daß ich es nur sage, manchmal, wenn ein Verbrechen wirklich von Eigenart zeugt, dann tritt zu aller Lust, es zu entlarven, für mich und meinesgleichen oft ein unbestimmtes, vages Sorgen: Der Kerl soll in Schönheit unterliegen, er soll sich den Respekt vor seinen Gaunergaben, den er uns durch sein Verbrechen abgenöthigt hat, nicht nachträglich durch einen allzu dummen Streich verscherzen. Wir wollen eben Gegner haben, deren Besiegung dem Sieger auch mit Recht Ehre macht!...

„Als ich etwa um zehn Uhr in das Polizeigebäude kam, um mich als heimgekehrt zu melden und um Bericht über meine Reise abzulegen, theilte mir der diensthuende Beamte mit, daß der Polizeirath Franz Auftrag gegeben hätte, mich sofort nach meinem Eintreffen zu ihm zu führen.

„So folgte ich denn dem Beamten durch all die Gänge und Vorräume nach dem Zimmer meines Chefs.

„Der saß, als wir eintraten, vor seinem Arbeitstische und war mit der Lektüre der Berichte der verschiedenen Polizeiwachen beschäftigt. Seine Stirn war gefurcht, etwas Sorgenvolles, Gedrücktes schien mir über dem sonst so energischen Gesicht mit den straffen Zügen, über der ganzen Gestalt des Mannes zu liegen, dessen unermüdliche Thatkraft und Frische ich früher so oft bewundert hatte.

„Als er mich erkannte, schob er die Skripturen hastig beiseite, stand auf und kam auf mich zu. Eine echte Freude sprach ihm aus Blick und Worten, als er mir dann die Hand entgegenstreckte.

„„Ah — Sie sind's, Herr Plank! Das ist schön. Seien Sie mir willkommen — lang genug haben wir uns nicht gesehen! Bitte, nehmen Sie Platz — hier — und eine Zigarre? — Nicht? — Nun, dann gestatten Sie, daß ich mir eine anzünde —"

„Er brannte ein Streichholz an, und wieder fiel mir, während er nun die Zigarre in Brand setzte, auf, daß seine Hand ein wenig zitterte, daß eine gewisse Nervosität ihn beherrschte, die mir früher an diesem Manne fremd gewesen war.

„„Sie haben mich sprechen wollen, Herr Rath," begann ich. „Ich nehme an, es handelt sich um meinen Bericht über den Herrn, den ich Ihnen da aus Kuba zurückgebracht habe."

„Er unterbrach mich: „Ihr Bericht? Nein, das ist es nicht, so dankbar wir Ihnen auch sein müssen für das, was Sie in diesem Falle wieder geleistet haben! Es ist etwas anderes, lieber Herr Plank — eine Sache, die mich Ihre Rückkehr seit Wochen geradezu mit einer gewissen Ungeduld hat erwarten lassen, und in Bezug auf deren kriminalistische Erforschung ich meine ganze Hoffnung auf Sie setze!"

„Er sah mich gespannt an, dann senkte er den Blick auf die glimmende Asche seiner Zigarre nieder. Er schien zu überlegen, wie er beginnen sollte. Plötzlich blickte er auf.

„Haben Sie die Wiener Angelegenheiten verfolgen können im Laufe der letzten Monate?"

„Ich schüttelte den Kopf. „Nein — Sie wissen ja, daß ich den größten Theil auf einer Hetzjagd hinter dem Defraudanten drein im Expreßzug, auf Schiffen und zum Theil im Innern Kubas verbringen mußte — da schwindet jede Möglichkeit, auf dem Laufenden zu bleiben mit dem, was unterdessen hier geschieht."

„Er seufzte und strich sich nervös den kurzen, leicht ergrauten Spitzbart.

„Ja, lieber Plank, dann haben Sie es gut gehabt! Denn was Erfreuliches hätten Sie kaum erfahren, wenn Sie all diese schönen Dinge gelesen hätten, die wir indessen hier erlebt haben. Aber das Neueste: den Raub in der Stephanskirche — davon haben Sie gelesen? Nun also! Ja — das war der jüngste Streich — aber von der Sorte haben wir mittlerweile zwei Dutzend, und nur Geduld — morgen schon vielleicht ist ein allerjüngster da! Und wir sind dabei machtlos — machtlos!"

„Der Polizeirath war aufgestanden von seinem Platz. Erregt und nervös ging er, während er nun weitersprach, in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Man sah ihm an, wie sehr die vorgefallenen Dinge ihn bedrückten und wie sein ganzes Wesen danach drängte und sich zerquälte, hier Klarheit zu schaffen.

„Was er mir nun auseinandersetzte und berichtete, das waren Einzelverbrechen — ganz verschiedenartige kühne Gelegenheitsdelikte — die heute hier und morgen dort verübt worden waren. Vorkommnisse, denen der kalt kritische Verstand kaum einen Zusammenhang zumuthen konnte, die nur dadurch besonders auffielen, daß sie zeitlich beinahe alle sich im Verlaufe des letzten halben Jahres abspielten, daß sie ohne Ausnahme „aufs Große" gingen, also bedeutende Objekte betrafen, und daß sie durchweg eine ganz ungewöhnliche Schlauheit und kaltblütige Berechnung in der Anlage aufwiesen. Zum großen Theil waren die Anschläge geglückt, und reiche Beute war den Gaunern in einer ganzen Anzahl von Fällen in die Hände gefallen. Aber all diese wohlgelungenen Verbrechen hatten, wie gesagt, bis auf die Schlauheit und ganz auffallend umsichtige und feine Berechnung, mit der sie angedreht waren, eigentlich nichts Gemeinsames. Es war, wie mir der Polizeirath Franz sagte, mehr eine Gefühlskritik von ihm als eine mit viel Gründen vertretbare Ansicht, wenn er die ganze Zahl der Fälle doch immer wieder wie etwas Zusammengehöriges überschaute. Er stünde damit auch im Gegensatz zu jenen Beamten, die bisher mit den einzelnen Fällen und ihrer Klärung betraut gewesen waren — denn sie alle wären der Ueberzeugung, daß es sich hier wohl um eine Reihe schwerer Delikte handelte, daß diese aber durchaus als Einzelverbrechen ohne Zusammenhang miteinander zu betrachten wären. Auffällig war allerdings auch diesen Herren, daß die Verbrechen durchweg von einzelnen Personen ausgeführt waren, die ohne Genossen oder Hilfskräfte gearbeitet hatten, und die, soweit sich das aus den Dokumenten der Verbrechen erkennen ließ, trotz der feinen Plananlage doch keine Berufsverbrecher, vielmehr in manchen Fällen geradezu Dilettanten des Verbrechens waren. Die Thatsache, daß man es hier auch in den gelungenen, nicht entlarvten Fällen nicht etwa mit einer ganzen Anzahl von Verbrechern zu thun hatte, war durch Vergleiche zurückgelassener Fingerabdrücke, Fußspuren und sonstiger Anhaltspunkte deutlich erwiesen.

„Ich unterbrach den Polizeirath mit einer Frage:

„Sie glauben also an eine Art Bandenbildung — Sie glauben, daß all diese Leute durch eine verbrecherische Gemeinsamkeit zusammen gehören?"

„Der Polizeirath hob die Achseln, ein unentschlossener Zug stand um den sonst so energischen Mund.

„Bandenbildung! — Lieber Plank, Sie wissen, mit wie viel Vorsicht wir Kriminalisten das Wort gebrauchen müssen. Ob ich das, was ich hier beobachtete, so nennen kann — ich weiß es nicht. Ich sehe hundert Hände — und sehe einen Geist, der hinter den Verbrechen dieser hundert Hände steht! Aber kann ich darum sagen, daß ich hier eine regelrecht organisirte Bande vor mir habe? Gewiß — schrieben wir heute noch die Jahreszahl 1800 oder wären die Zeiten längst vergangener Räuberromantik noch lebendig, ich würde dieses Wort gebrauchen — trotz allem, was in jedem der vorliegenden Einzelfälle dagegen spricht. Ich würde überlegen, ob sich nicht doch eine „Bande" gebildet haben könne, die das Gelübde der Verschwiegenheit jedem einzelnen ihrer Mitglieder mit ganz unerhörter Schärfe zur Pflicht gemacht hätte, eine „Bande", die ihrem überlegenen Führer in blindem Gehorsam ergeben wäre — ——"

„Der Polizeirath schüttelte plötzlich den Kopf und hielt jäh in seiner Wanderung durch die Stube. „Aber das sind ja alles Phantastereien! Ueber die Zeit solcher Romantik sind wir gründlich hinaus, und aus dem Holz, das ehemals die Bandenführer gab, wachsen heute die genialen Einzelverbrecher! Für Banden ist kein Platz mehr in unseren Polizeistaaten, die moderne Kriminalistik hat solchem Getriebe den Boden entzogen! Und denken Sie doch selbst, Plank — hier in Wien! — wo wir doch jeden halbwegs talentvollen Verbrecher kennen, wo wir in diesen letzten Jahren das ganze zweifelhafte Bevölkerungsmaterial gesiebt und wiederum gesiebt haben, wo wir jetzt einen Ueberwachungsdienst organisiren konnten, der musterhaft genannt werden kann — wo sollte denn da etwas wie eine „Bande" existiren können!"

„Und die Leute, die man festgenommen hat," warf ich ein, „diese Menschen, deren Verbrechen Ihnen zu dieser seltsamen Gruppe von Delikten zu gehören scheinen, läßt sich aus denen gar kein Hinweis locken, und bieten denn die gar keine Anhaltspunkte für irgendwelche Schlüsse?"

„Der Polizeirath ging wortlos zu einem Aktenständer, nahm einen über spannhohen Stoß von Akten, die in blauen Pappmappen lagen, aus einem der Fächer und setzte den vor mich hin auf den Tisch.

„Da, lieber Plank, bedienen Sie sich! Da haben Sie eine unterhaltliche Lektüre für die nächsten Tage! Aber eins kann ich Ihnen gleich sagen, wenn mir die unentlarvten Fälle — die Fälle, in denen uns die Herren Verbrecher entkommen sind — räthselhaft erscheinen — diese hier — die bei der That ertappten oder nachher festgenommenen, sind's mir noch mehr. Schon ein Blick auf die Namen und Berufe der Leute, die Sie da beisammen finden, wird Sie staunen machen — ja, lesen Sie nur, Hermann Swoboda, Zivilingenieur — Else Linzer, Kontoriffin — Karl Edingr, Bankbeamter — und so weiter, und so weiter! Alles Menschen aus guten Kreisen, zum Theil aus den besten Familien. Alles Leute, von denen keiner noch jemals irgend eine Vorstrafe gehabt hat oder mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gekommen wäre — also alles keine Berufsverbrecher, und doch alle bei irgend einem schweren Verbrechen gegen fremdes Eigenthum ertappt! Und dann, wie sich die Herrschaften bei ihrer Festnahme und nachher beim Verhör benehmen — wie Kinder und wie Betrunkene! Wahrhaftig, lieber Plank — ich stehe jetzt seit sechsundzwanzig Jahren im Sicherheitsdienst — aber diese Szenen, wie ich sie da mitangesehen habe — — —"

„Die Klingel des Telephons begann surrend und schrill zu hämmern und unterbrach die Rede des Polizeiraths.

„Der nahm die Hörschale an das Ohr."

„Hier Polizeirath Franz — wer dort?"

„Eine Pause. Ganz still war es im Zimmer, aber die Gestalt des Polizeiraths straffte sich, und ein helles Roth der Erregung stieg ihm in die Stirne.

„Wie? — Bitte, noch einmal —"

„Alles war Lauschen und Erwartung an dem Manne, und auch ich horchte auf, obwohl ich natürlich nichts von dem verstehen konnte, was der Partner des Polizeirathes sprach. Nur ein ganz leises, blechern klingendes Rauschen ging von dem Apparate aus und drang herüber bis zu mir.

„Dann aber klang aufs neue die Stimme meines Vorgesetzten.

„So? — Im vierten Bezirk — —? Und Sie haben den Mann dort fest?"

„Wieder Schweigen. Nur das leise metallische Rauschen. Und über dem ganzen Wesen des Polizeirathes der Ausdruck neu auflodernder Energie — —

„Ja, natürlich! — — Verhören? Nein, ich will ihn selbst verhören. Nehmen Sie den nächsten Wagen und bringen Sie den Mann hierher! Auch der Goldarbeiter soll doch mitkommen! Aber, bitte, so schnell wie möglich — — — Ja — ganz recht! — — Schluß!"

„Wieder das surrende Hämmern der kleinen schrillen Klingel.

„Der Polizeirath hängte die Hörschale wieder ein und wendete sich dann zu mir. Seine Augen glänzten; er athmete tief auf.

„Wir haben ihn — —!"

„Wen? — wenn ich fragen darf?"

„Wen? Den Kerl aus der Stephanskirche!"

„So — —!" Ein leises Gefühl der Enttäuschung stieg in mir auf. „Ich gratuliere Ihnen", sagte ich dann noch, aber ich fühlte zugleich, daß mein Herz nicht mit bei diesen Worten war. Beinahe schmerzlich war es mir daß der Mann, der jenen so virtuos angelegten Raub ausgeführt hatte, nun — wohl durch irgend eine Dummheit, durch eine im Vergleich zur Kühnheit seiner That unwürdige Unvorsichtigkeit — so rasch der Polizei in die Hände gefallen war.

„Der Polizeirath nickte mehrmals hintereinander rasch und freudig. — „Gott sei Dank!" meinte er dann, „die Sache hat mir auch schon wie ein Stein auf dem Herzen gelegen!" Und er ging zu seinem Tisch, suchte ein paar Blätter und Protokolle aus den Stößen von Skripturen und legte sie vor sich hin.

„Sie lassen sich den Mann hierher kommen, Herr Rath?" fragte ich, und ich knüpfte damit an die Worte des telephonischen Gespräches an, die ich vernommen hatte.

„Ja, freilich. Ich will ihn selbst vernehmen. In einer Viertelstunde haben wir ihn da. Auch den Goldarbeiter, bei dem er die ausgebrochenen Steine hat verkaufen wollen und der seine Verhaftung veranlaßt hat. Na, Plank, bin ich froh, daß wir den Burschen haben — — —!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Reliquienhaus zu Waterloo.

Dicht neben dem geschichtlichen Flecke, wo auf dem Schlachtfelde von Waterloo Napoleons Stern erlosch, besaß zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein gewisser Victor Troyon ein unscheinbares Häuschen. Die Generäle und Offiziere von Napoleons Heer erhielten hier auf ihre Bitte mehr als einen Becher frischen Wassers während der viele Stunden dauernden heißen Kämpfe am 18. Juni 1815, und sogar der Kaiser selbst suchte für einige Zeit Erholung in dem bescheidenen Wohnzimmer des Mannes. Als dann die blutige Schlacht entschieden war, hielten sich auch die glücklichen Sieger, Blücher und Wellington, vorübergehend in demselben Zimmer auf.

Kaum waren die Feldherren samt ihren Herren aus der Gegend weggezogen, als Victor Troyon, der mit den Seinen im Getümmel der Schlacht die schrecklich bedrohte Lage seines Hauses lebhaft beklagt hatte, Ursache fand, gerade für diese Lage recht dankbar zu sein. Es verging kein Tag, an dem nicht Reisende, oft von weit her, bei ihm vorgesprochen hätten, um sich nach den Vorkommnissen bei der Schlacht zu erkundigen und unter seiner Führung die denkwürdigsten Punkte zu besichtigen. Mit Rührung betrachteten sie auch das Stübchen, in welchem die Helden des großen Tages sich aufgehalten, den Tisch, an welchem sie sich erquickt, die Stühle, auf denen sie gesessen, die Gläser, aus denen sie getrunken hatten. Sie drängten sich danach, an dieser geschichtlichen Stätte sich gleichfalls erquicken zu lassen, und ohne daß er etwas dazu getan hätte, wurde Herr Troyon veranlaßt, Bier und Wein im Hause zu halten, um seine zahlreichen Besucher befriedigen zu können.

Damit aber nicht genug: die meisten seiner Gäste waren auch begierig, ein Andenken von dem Schlachtfelde von Waterloo und dem kleinen Häuschen mitzunehmen, das so hervorragende Heroen unter seinem niederen Dache beherbergt hatte. Sie bestürmten den Besitzer, ihnen dies oder jenes zu überlassen. Nun aber war Herr Troyon ein schlichter, einfacher Mann, der für das damals besonders stark grassierende Reliquienfieber ganz und gar kein Verständnis hatte. Er wies also die Bittsteller rundweg ab; er habe kein Andenken zu vergeben. Dabei war er ein Mann in äußerst beschränkten Vermögensverhältnissen, der persönlich die Bedienung der bei ihm Vorsprechenden besorgte und selbst jetzt nur das kärgliche, tägliche Brot zu erwerben imstande war.

Da war es der schlaue Rath eines Nachbarn, der den einfachen, redlichen Menschen zu einem Reliquienhändler und bald zu einem reichen Manne machte. Ihm gegenüber nämlich beklagte er sich über die Zudringlichkeit der fremden Reisenden, die ihm am liebsten die Gläser aus dem Schrank, die Bilder von der Wand, die Möbel aus dem Zimmer entführten.

„Ja, aber warum überlassen Sie sie ihnen nicht?" fragte der ebenso scharfsinnige, wie skrupellose Mann dem sich Beklagenden.

„Wie soll ich sie ihnen lassen?" meinte er erstaunt. „Ich hätte ja dann selber keinen Hausrath mehr?"

„Mann," war des Nachbars Antwort, „Sie geben ihn doch nur weg für schweres Geld und können sich weit bessere Sachen dafür kaufen! Wenn Sie es geschickt anfangen, können Sie Ihren Lebensunterhalt davon haben."

Herr Troyon lachte wie über einen wohlfeilen Witz und entgegnete: „Was die guten Leute mir wohl an Reichthümern für meinen Altväterhausrath geben würden, wurmstichig und wacklig wie er ist! Und woher ich noch wissen sollte, welches das Glas ist, aus dem nun gerade Napoleon, Blücher oder Wellington getrunken hat! Die Gläser sind abgewaschen und aufs Küchenbrett gesetzt worden, mehr weiß ich davon nicht. Ebensowenig habe ich mir ein Zeichen gemacht, auf welchen meinen drei Stühlen nun der eine oder der andere von den Heerführern gesessen hat. Die müßigen Leute scheinen sich das einzubilden."

„Aber lassen Sie sie doch beim Glauben, Nachbar," rieth der Schlauberger, „was macht es Ihnen aus, wenn die Reliquienjäger ein Glas als Wellingtonglas, Napoleonglas, als Blücherglas mit nach Hause nehmen, das weder Wellington, noch Blücher, noch Napoleon jemals in der Hand gehabt haben, wenn sie es Ihnen nur mit gutem Gelde bezahlen. Und reichen Ihre Gläser für die Nachfrage nicht aus, nun, in Brüssel haben sie mehr von der Sorte und helfen Ihnen gern damit aus, noch dazu für ebensoviele Cents, wie Sie Franken oder gar Napoleondors dafür einnehmen können. In Brüssel gibt's auch hunderte von alten, wurmstichigen, wackligen Stühlen und Tischen zu kaufen, die sich ganz geduldig für die echten Stühle und Tische verkaufen lassen, an denen hier Blücher, Napoleon und Wellington in Ihrem Hause gesessen haben. Sie plaudern's auch nicht aus, daß die Geschichte nicht wahr ist, wenn Sie den Kauflustigen erzählen, an diesem Tische habe der große Napoleon soundsoviele Verfügungen an seine Marschälle geschrieben, und auf jenem Stuhle sei der alte Blücher vor Uebermüdung eingenickt. Für die Verrückten aber gewinnen sie durch solche Anekdoten an Werth, und Ihnen füllen sie den Säckel. Wenn ich Sie wäre, ich würde ein reicher Mann bei dem Geschäft und verhandelte ihnen den letzten Dachstein und jeden Balken meines Hauses."

Nun, ein reicher Mann wollte Victor Troyon auch werden, und er erwies sich als ein gelehriger Schüler seines schlauen Nachbars. In der Frühe des nächsten Morgens fuhr er nach Brüssel und kam mit einem wohlverdeckten Wagen voller Gegenstände zurück, die er bei den Trödlern für ein Billiges erstanden hatte, und die vorläufig auf dem geräumigen Hausboden ein Unterkommen fanden, „bis Bedarf eintreten würde".

Der Bedarf aber trat bald ein. Noch am selben Tage ließ sich der schlaugewordene Besitzer des historischen Häuschens „endlich" bereitfinden, die vielbegehrten Andenken an den 18. Juni 1815 herzugeben, die dies unscheinbare Haus in sich barg. Das erste, was abging, war das „echte Wellingtonglas", von dem sich Herr Troyon plötzlich erinnerte, daß er es an dem ereignißreichen Tage nicht zum Reinigen hinausgegeben, sondern „wie es da war", in eine Schublade gestellt hatte. Ein reliquienwüthender Engländer zahlte dem neuen Geschäftsunternehmer sofort 50 Pfd. St. dafür hin, das sind 1000 Mark oder 1250 Franken. Ein solcher Anfang war ermuthigend. Und das Angenehmste an der Sache war, daß schon zwei Tage darauf, als der Käufer des Glases, ganz stolz auf seinen Erwerb, abgereist war, ein zweites Wellingtonglas sich einstellte, das bald auch einen enthusiastischen Liebhaber fand, der es nach seinem heimischen Inselland mit hinübernahm, wenn er auch nicht eine ganz so hohe Summe dafür anlegen konnte. Schade, daß nicht der gute Troyon zuverlässig geführte Bücher hinterlassen hat, aus denen sich mit Sicherheit erkennen ließe, wieviele „echte Wellington-Gläser" er den nach Andenken lüsternen Engländern verkauft hat. Denn wenn auch nach einem Napoleonglase starke Nachfrage war, und wenn auch die Blüchergläser Käufer fanden, so wie die Wellington-Gläser ging doch sonst keins ab.

Das zweite Stück, das mit Entzücken gekauft wurde, war der Stuhl „von dem aus der Franzosenkaiser den verschiedenen Divisionskommandanten seine Befehle geschrieben hatte". Ein englischer Tourist war es wieder, an den er überging, und zwar für eine ungeheuere Summe, die leider nicht notirt worden ist. Der Tisch, auf dem die angeblichen Befehle verfaßt wurden, erzielte keinen so hohen Preis — er ging mit einem begeisterten Anhänger Napoleons nach dem Süden von Frankreich. Vielleicht hat der Ersatztisch eine reichere Einnahme gebracht — sagen wir lieber gleich „die Ersatztische", denn Stuhl und Tisch wurden nach und nach in einer Reihe von Exemplaren verkauft. Ebenso die Feder und das Tintenfaß, deren Napoleon sich dazu bedient haben sollte; denn namentlich mit diesen kleinen, leicht transportablen Dingen trieb Herr Troyon einen ganz schwunghaften Handel.

Als er endlich, um nicht Verdacht zu erregen, das einträgliche Geschäft aufgeben mußte, weil er alle seine Andenken los geworden war, kauften ihm die Reliquienbegierigen buchstäblich die Dachsteine überm Kopf, die Bausteine aus den Wänden ab, ja die Splitter von den Balken! Victor Troyon ging als ein reicher Mann von der leeren Scholle weg, auf der das bescheidene Häuschen seiner Väter gestanden hatte.

Und als das Reliquienhaus zu Waterloo vom Erdboden verschwunden war, da stellten sich noch Reliquienfüchtige ein und nahmen wenigstens eine Tüte voll von dem Schutt mit sich hinweg, der von der alten Baracke übriggeblieben war!

*

Der Stadtrat von Decatur, Ill., hat sogar den Verkauf von Spiritus für medizinische und industrielle Zwecke verboten. Vielleicht frischtet er als Kuriosität selbst in Spiritus gesetzt zu werden.